

Ein Rocker für alle Fälle

Beat Käch ist in der Zürcher Stadtverwaltung der Mann für die Spezialaufgaben

Hausbesetzer, «Hotel Suff» oder Strichplatz – immer wenn es in Zürich schwierige Fälle zu lösen gibt, kommt Beat Käch ins Spiel. Nun soll er nochmals ran, obwohl er eigentlich schon weg war.

Fabian Baumgartner, Corsin Zander

Beat Käch ist ein Freund der markigen Sprüche. «Lerne leiden, ohne zu klagen» oder «Mut zur Blamage» sind Leitsätze, die ihn durch das Leben begleitet haben. Ihre Herkunft ist leicht zu erraten. Als Instruktor und später als Regimentskommandant führte Käch bis zu 3500 Personen in der Armee. Der 63-Jährige ist geradlinig, direkt, durch und durch bürgerlich und dabei stets gut gekleidet. Sein Auftreten hat etwas Magistralen, was auch mit der Grösse zu tun haben dürfte. 1 Meter 90 und ein militärischer Ton – damit eckte Käch in der Stadtzürcher Verwaltung schon einmal an.

Der 63-Jährige ist in der Stadt Zürich der Mann für die schwierigen Fälle. Er leitete jene Projekte, die in den letzten Jahren am meisten Schlagzeilen machten: den Strichplatz in Altstetten, die Zentrale Ausnüchterungsstelle, Gespräche mit Besetzern des Koch- und des Labitzke-Areals oder die Suche nach einem neuen städtischen Verwaltungszentrum. Käch war nicht nur an vorderster Front mit dabei, sondern schloss die komplexen Projekte auch erfolgreich ab. Der Strassenstrich am Sihlquai konnte aufgehoben werden, im Stimmvolk fand das «Hotel Suff» eine Mehrheit, die Besetzer mussten sich zurückziehen.

Armee statt Krokus

«Wahrscheinlich haben sie immer mich gefragt, weil sich sonst niemand die Finger verbrennen wollte», sagt Käch. Ein «Das geht nicht» gebe es für ihn nicht. «Die schwierigen Aufgaben haben mich deshalb immer besonders gereizt.» Käch sagt dabei stets seine Meinung, wenn ihm etwas nicht passt: «Ich will jeden Morgen in den Spiegel schauen können, weil ich jedem sagen kann, was ich denke.» Das habe ihn sein Vater so gelehrt. In Rage bringe es ihn deshalb, wenn sich einer hinter Reglementen verstecke, um eigene Unzulänglichkeiten zu vertuschen.

Aufgewachsen ist Käch in Solothurn in einem streng katholischen Haus mit zwei Geschwistern. Sein Vater war Malermeister, seine Mutter war für den Haushalt zuständig. «Vater verbot ihr, in der Migros einzukaufen. Er fand, Kleingewerbler wie wir müssten gegen die Grossen zusammenhalten», so erinnert sich Käch. Seine Mutter ging deshalb heimlich in die Migros, um sich mit



Beat Käch hat den Besetzern des Koch-Areals die Grenzen aufgezeigt – doch nicht nur ihnen.

KARIN HOFER / NZZ

Joghurt, das sie mochte, einzudecken. Damit sie niemand erkannte, fuhr sie extra in einen Laden fernab ihres Heimatstädtchens. Es sind die Charaktereigenschaften, die Käch heute auszeichnen: Prinzipientreue und das Behalten seines eigenen Kopfs.

Anfang der siebziger Jahre ging Beat Käch im «Kreuz» in Solothurn ein und aus. In dem Restaurant, das auch heute noch Peter Bichsel zu seinen Stammkunden zählt, trafen sich damals Linke, Literaten, Filmfreunde, Aussteiger und Rockmusiker. Käch gehörte zu Letzteren – Eric Clapton und Jimmy Hendrix zählt er zu seinen Lieblingskünstlern. Er machte das Lehrerseminar, trug lange Haare und war Bassist bei Montezuma, der Band, mit der sich Chris von Rohr und Tommy Kiefer 1976 zusammentaten und die fortan Krokus hiess. Doch da hatte sich Käch die Haare bereits wieder abgeschnitten und diente in der Armee.

Ein Revoluzzer war er nie. Ihm gefiel die Musik, doch seiner bürgerlichen Einstellung blieb er stets treu. Es störte ihn nicht sonderlich, dass ihn seine ehemaligen Kumpane aus dem «Kreuz» als «Verräter» und «Bünzli» verunglimpften. Auch der Erfolg von Krokus hat ihn nicht etwa eifersüchtig gemacht. Mit seinem ehemaligen Bandkollegen Fernando von Arb, von dem er bis heute Gitarren-Unterricht erhält, entwickelte sich

eine enge Freundschaft. Dabei erlebte er auch mit, wie hart es für die Band war, sich den Erfolg zu erarbeiten.

Bismarcks Leitsatz

Fragt man Weggefährten und ehemalige Mitarbeiter nach Käch, so streichen diese seine Fähigkeit heraus, die Leute für sich einzunehmen und zu herausragenden Leistungen zu motivieren. Der frühere Drogenbeauftragte der Stadt Zürich Michael Herzig erzählt: «Er ist ein bunter Hund. In einem Verwaltungsapparat ist der Status normalerweise wichtig. Käch jedoch hat nie so gedacht, er war immer geradeheraus.» Darin seien sie sich ähnlich gewesen. Herzig übernahm von Käch die Leitung des Projekts für den Strichplatz in Altstetten. Ab und zu treffen sich die beiden heute noch, um über ihre gemeinsame Leidenschaft, beide sind Bassisten, zu fachsimpeln. «Bei der Musikrichtung sind wir allerdings unterschiedliche Generationen – er 70er, ich 80er», sagt Herzig und lacht.

Käch selbst ist überzeugt, dass «die Menschen geführt werden wollen». Man müsse mit ihnen nur eine klare Zielsetzung vereinbaren und sie anständig behandeln, dann könne man alles mit ihnen erreichen. In der Armee habe er gelernt, über sich hinauszuwachsen.

«Wenn wir zusammenhalten, so schlagen wir den Teufel aus der Hölle», sagt Käch frei nach dem deutschen Reichskanzler Otto von Bismarck. Seine Familie sah er während der Dienstzeit bloss an den wenigen freien Tagen. «Wir sind ein Teil des Militärs geworden», erzählt Diana, die älteste von drei Töchtern rückblickend. Doch sie habe sich daran nicht gestört, «ich kannte gar nichts anderes». Für Käch war das Militär eine Art Berufung. «Tue das, was du gerne tust. Dann musst du nicht arbeiten.»

Dass Käch überhaupt in die Verwaltung des rot-grünen Zürich kam, passt irgendwie schlecht zu diesem Lebenslauf. Geplant war der Wechsel nicht. 2004 war Käch Chef der Rettungsorganisationen am Zürcher Flughafen geworden. Drei Jahre später verkaufte die Flughafenbetreiberin «seine» Rettungsorganisation jedoch an die Stadt Zürich. «Da stimmte es für mich nicht mehr, weil 80 Prozent meiner Einheiten ausgegliedert worden wären.» Die damalige Zürcher Polizeivorsteherin Esther Maurer fragte ihn jedoch an, ob er die Fusion mit Schutz und Rettung Zürich leiten wolle. Käch stimmte zu. Das wiederum imponierte dem damaligen Stadtrat Martin Vollenwyder (fdp.). «Er hatte bloss seine Aufgabe im Blick», so erzählt der Alt-Stadtrat. Und weil Käch den Zusammenschluss der beiden Ab-

teilungen in nur sechs Monaten erfolgreich über die Bühne brachte, war für ihn klar: «Diesen Mann musste ich in die Stadt holen.»

Zukunft: «Macher!»

In den folgenden acht Jahren, in denen Käch für die Stadt Zürich arbeitete, musste er nur einmal eine Niederlage einstecken. Nach weniger als einem Jahr gab er 2012 den Posten als Claudia Nielsens (sp.) Departementssekretär wieder auf. Er habe sich seine Aufgabe anders vorgestellt, erklärte er damals. Es seien zwei Alpathiere und Charakterköpfe aufeinandergetroffen, sagen Involvierte. «Gross und laut trifft klein und laut», bringt es einer auf den Punkt. Käch selbst will heute nicht mehr über die Episode sprechen.

Seine Qualitäten hatten sich trotzdem herumgesprochen. Im Sommer 2012 sagte Stadtrat André Odermatt (sp.) am Rande eines Apéros: «Es kommt noch etwas auf dich zu.» Gemeint war das kurz davor besetzte Koch-Areal. Dieses war der Eigentümerin, der Grossbank UBS, ein Dorn im Auge. Käch bildete eine Task-Force. «Ich hatte ja keine Ahnung von Hausbesetzern, das war für mich eine neue Szene.» Er setzte sich deshalb mit Szenekennern zusammen. Käch wollte vorwärtsmachen und setzte entsprechend Druck auf. Auch beim Polizeivorsteh Richard Wolff, der die Sache lieber vorsichtiger angegangen wäre. «Die Besetzer waren zwar anständig, aber man musste ihnen klare Grenzen aufzeigen», sagt Käch. Er erzählt es anhand einer kleinen Anekdote: Die Besetzer hätten sich ihm zuerst im Kollektiv als «Familie Wucher» vorgestellt. «Ich habe verlangt, dass sie mir zumindest einen Vornamen nannten. Das hätten sie getan, «auch wenn es wohl nicht ihre richtigen waren». Von den Besetzern hört man, Käch sei sehr fordernd gewesen, habe teilweise auch gedroht. Inzwischen hat die Stadt der UBS das Gelände abgekauft, die Besetzer dürfen vorerst auf einem Teil des Areals bleiben.

In diesem Sommer plante der 63-Jährigen eigentlich seinen Abschied. Von der Verwaltung, nicht aber von der Stadt Zürich, mit der er sich eng verbunden fühlt. Obwohl er noch ein Haus in Solothurn besitzt, fühlt er sich mittlerweile als Zürcher. Er ist Mitglied im Rotary-Club und in der Zunft vom Widder. «Solothurn dagegen ist mir fremd geworden, was ich mir nie vorstellen konnte», sagt Käch. Nun aber braucht ihn die Stadt noch einmal, bis Ende Januar 2016 muss deshalb die Verwirklichung seines Traumes noch warten. Und wie lautet dieser? Käch will sich selbständig machen. Berufsbezeichnung? «Macher!»

HANDELSGERICHT

Am Rost war nicht die Verpackung schuld

Klage im Umfang von 6,1 Millionen Franken gegen Verpackungsfirma abgewiesen

tom. · Zu den Produkten, welche die Schweizer Exportwirtschaft erfolgreich ins Ausland liefert, gehören auch Maschinen zur Herstellung von Tampons. Als eine solche Ladung im Februar 2010 im australischen Melbourne eintraf, wiesen die Maschinen allerdings gravierende Rostschäden auf. Daraus ergab sich ein Streitfall, mit dem sich das Handelsgericht befassen musste: Fünf Spezialanfertigungen solcher Tamponmaschinen waren von der Koblenzer Firma zu einem Kunden nach Australien verschifft worden. Sie hatte eine Zürcher Verpackungsfirma beauftragt, die Maschinen seetüchtig zu verpacken. Solche Transporte waren früher problemlos durchgeführt worden.

Die Herstellerfirma machte vor Handelsgericht einen Mangel geltend und verlangte von der Verpackungsfirma beziehungsweise deren Versicherung 6,1 Millionen Franken. Das Gericht musste beurteilen, ob ein Mangel vorlag und für den Korrosionsschaden ursächlich war. Die Verpackungsfirma stellte sich auf den Standpunkt, die Verpackung sei vertragsgemäss und seetüchtig gewesen. Für den Schaden sei sie auch sonst gar nicht haftbar, da sie nie eine Garantie übernommen habe.

Vergleichsgespräche führten zu keiner Einigung. Ein Experte der Empa wurde mit der Erstellung eines gerichtlichen Gutachtens beauftragt. In seinem schriftlichen Entscheid kommt das Han-

delsgericht nun zum Schluss, dass laut Vertrag tatsächlich nur eine seetüchtige Verpackung, aber keine korrosionsfreie Ankunft garantiert gewesen sei. Die Verpackungsfirma könne nicht für Dritteinflüsse haftbar gemacht werden.

Laut dem Gutachten bestehen zudem keine Anzeichen dafür, dass die Korrosionsschäden auf die Verpackung zurückzuführen seien. Die Ursache liege vielmehr «in einer mangelnden oder gestörten Inhibierung der metallischen Bauteile im Gasraum der verpackten Maschinen». Eine Vorbelastung durch eine Chlorid-Verunreinigung müsse zur Korrosion geführt haben.

Die Herstellerfirma beantragte daraufhin, das Gutachten aus dem Recht zu

weisen oder ein Obergutachten einzuholen, worauf das Handelsgericht aber nicht einging. Der Gutachter habe klar, überzeugend und nachvollziehbar festgehalten, dass eine mangelhafte Verpackung nicht als wahrscheinliche Ursache in Betracht komme.

Die Herstellerin konnte zudem ihre Behauptung nicht beweisen, wonach ein Mitarbeiter der Beklagten eine falsche Auskunft erteilt habe. Die Klage wurde abgewiesen. Die Gerichtsgebühr von 165 000 Franken und die Gutachtenskosten von 12 700 Franken wurden der Klägerin auferlegt. Sie muss ausserdem 155 000 Franken Parteientschädigung bezahlen. Urteil HG110195 vom 8. 5. 15, noch nicht rechtskräftig.

Forscher kündigt Parabelflüge an

Bundesamt weiss von nichts

flu./sda) · Der Flugplatz Dübendorf soll zur Start- und Landebasis für sogenannte Parabelflüge werden – zumindest wenn es nach dem Zellbiologen Oliver Ullrich von der Universität Zürich geht. Er will gemäss einem Bericht der «Schweiz am Sonntag» an zwei Tagen im September je einen Parabelflug organisieren, wobei ein speziell ausgerüsteter Airbus A310 abheben würde. Solche Flüge seien die einzige Möglichkeit, zur Schwerelosigkeit zu forschen, ohne die Erde zu verlassen, sagt Ullrich. Im zweiten Flug sollen Interessierte für 8800 Franken mitfliegen können. Allerdings werde das Bundesamt für Zivilluftfahrt die Flüge in jedem Fall bewilligen wollen, sagt dessen Sprecherin. Es sei aber noch keine Anfrage eingetroffen.